

Gegen die Mauer anspielen

KELLERTHEATER Das Stück «Lampedusa» von Anders Lustgarten führt zu strandenden Flüchtlingen auf der italienischen Insel und zu Sozialfällen nach Nordengland. Zwei ganz verschiedene Welten, und doch gibt es Parallelen.

Das Publikum im Kellertheater blickt direkt an eine Mauer. «We build a wall to keep us free» wird Anaïs Mitchell am Ende singen. Wir bauen eine Mauer, um uns unangenehme Dinge vom Leib zu halten. Das 2015 in London uraufgeführte Stück «Lampedusa» von Anders Lustgarten konfrontiert uns mit diesen Dingen. Mit den Leichnamen ertrunkener Flüchtlinge, die der ehemalige Fischer auf Lampedusa aus dem Meer holt, eine Arbeit, die sonst niemand tun will. Und mit der Studentin, die in einer nordenglischen Stadt Schulden von Sozialfällen eintreibt, um ihr Studium zu finanzieren.

Pema Shitsetsang und Christian Kerepeszki stehen und sitzen vor, hinter und auf der Mauer und schildern abwechselnd das Leben ihrer Figuren. Das ist direktes, packendes Erzähltheater, keineswegs immer todernst oder plakativ, wie man zunächst vermuten könnte, aber etwas didaktisch, was auch an der Vorlage liegt. Das Stück baut ganz auf die Vorstellungskraft des Publikums, und darin liegt seine Stärke.

Wir bewegen uns in zwei Welten, wir hören und sehen die Welten, den Horizont, an dem plötzlich ein Flüchtlingsboot auftaucht, und wir betreten die Wohnung von Leuten, die einen Kredit aufgenommen haben, um einen Fernseher zu kaufen oder die Wohnungsmiete zu bezahlen.

Auf Distanz

Die Studentin muss sich mit den Tricks der Leute herumschlagen. Hinter jeder Freundlichkeit vermutet sie einen Zweck. Zudem verbietet die Firma, für die sie arbeitet, jeden engeren Kontakt. Über die Situation der Leute macht sie sich keine Illusionen. Dass neun der zehn ärmsten Regionen Nordeuropas in Grossbritannien liegen, das schreibt die Studentin der Politologie in ihrer Hausarbeit. Und wie demütigend die Prozeduren der Sozialversicherungen sind, weiss sie von ihrer 58-jährigen, kranken Mutter, die ihre Arbeitsunfähigkeit beweisen muss, um Geld zu bekommen.

Der Fischer schildert, wie es ist, wenn man Leichname aus dem Wasser hebt: ein Gefühl, wie wenn einem ein öliger Plastiksack aus den Händen gleitet. Aber man gewöhnt sich daran. Auch er

vermeidet es, mit den Geretteten ins Gespräch zu kommen, sie könnten ihm am Ende noch seinen Job streitig machen.

Ein Schritt auf das Fremde zu

Zu Beginn geben sich beide abgeklärt, das sind zwei Menschen, die sich keinen Illusionen mehr hingeben. Am Ende haben sie einen Schritt auf das Fremde zu gemacht. In seinem Fall ist das der Flüchtling aus Mali, der weiss, wie man einen Schiffsmotor repariert. In ihrem Fall eine alleinerziehende Portugiesin, von der sie sich zum Essen einladen lässt. Pema Shitsetsang gibt die Studentin als coole junge Frau, die nicht nur zum Schein selbstständig denkt, wie es die Universität von ihr verlangt. Sie nimmt es schliesslich auch mit den Bürokraten auf und wechselt mit Leichtigkeit zwischen den Stimmungsregistern, ist mal wütend, mal nachdenklich. Und wenn sie gerührt davon erzählt, dass ihre neue Freundin überraschend zur Abdankung ihrer Mutter gekommen ist, schüttelt sie ungläubig ihren Kopf: «Dass Menschen so freundlich sein können.»

Christian Kerepeszki hat die undankbarere Rolle. Was er berichtet, lesen und hören wir jeden Tag. Wenn er sich betrinkt, um es noch auszuhalten, gerät sein einfacher Fischer zum Klischee. Glaubwürdig hingegen ist er in seiner Trauer und Wut.

Beide Figuren sind Teil eines Systems, das dem Einzelnen scheinbar keine Wahl lässt. Hinter der Härte, die sie am Anfang an den Tag legen, steckt die Überzeugung, dass jeder für sich selbst schauen müsse. Damit verbunden ist ein Bild des Menschen, wonach er von Gier getrieben sei; diese Prägung durch eine fragwürdige Annahme ist eine der wenigen Thesen, die Lustgarten in sein Stück gepackt hat. Die Universität, an der die Studentin ihre Abschlussarbeit schreibt, vertritt dieses Bild – nicht offen, vielmehr versteckt in der naiven oder scheinheiligen Warnung vor den «Gefahren eines uneingeschränkten Materialismus». Die Mauer zwischen den Menschen, sie ist ein starkes Bild (Regie: Udo van Ooyen, Bühne: Christof Bühler).

Helmut Dworschak

Lampedusa: Kellertheater Winterthur, Marktgasse 53. Bis 29. 1.



Pema Shitsetsang (l.) und Christian Kerepeszki spielen im Theaterstück «Lampedusa» vor, hinter und auf einer Mauer.

Marc Dahinden

INTERVIEW

«Das Theater wirkt direkt»

Anders Lustgarten ist ein britischer Theaterautor mit radikalen Ideen. Er arbeitet auch für das BBC-Radio und das Fernsehen sowie als Aktivist.

Was genau machen Sie als Aktivist?

Ich habe zehn, fünfzehn Jahre lang mit Gruppierungen wie Global Justice Now im Bereich der Entwicklungspolitik gearbeitet, in Ländern wie Ägypten und Griechenland. Heute bin ich nicht mehr so oft als Aktivist unterwegs, Stücke zu schreiben. Über die Tätigkeit der zur EU gehörenden Europäischen Entwicklungsbank (EIB) ist wenig bekannt, sie ist so etwas wie eine europäische Weltbank. In der Zeit, in der ich als Aktivist unterwegs war, hat sich das Wesen ihrer Investitionen verändert. Viele Bereiche etwa der Wasser- und Energieversorgung



wurden inzwischen privatisiert, sodass öffentliche Gelder nun mehr und mehr in den privaten Sektor fließen. Die Privatisierung wird dazu benützt, die Politik zu kontrollieren. Alles, was man zuvor in Afrika beobachten konnte, geschieht nun auch in Europa. Griechenland ist das beste Beispiel dafür. Begriffe wie «Hilfe» und «Entwicklung» werden in der Öffentlichkeit grundsätzlich positiv bewertet, Investitionen in diesen Bereichen gelten als eine Form der Grosszügigkeit und Freundlichkeit. Sie sind aber das genaue Gegenteil davon, sie schaden den Menschen.

Die Figuren in Ihrem Stück «Lampedusa» sind Teil eines Systems, das sie nicht ohne weiteres verlassen können. Sollten wir Ihrer Meinung nach trotzdem versuchen auszustiegen?

In meinen Augen gibt es diese Wahlmöglichkeit nicht. Es ist das Wesen des Kapitalismus, alles in sich aufzunehmen. Wir können das System nicht verlassen, es sei denn, Sie ziehen in eine Berghütte. Das heisst aber nicht, dass wir alles so akzeptieren müssen, wie

es ist. Ich glaube, wir müssen die Grundannahmen des Systems infrage stellen, wonach es immer und überall nur darum geht, Geld zu verdienen. Die beiden Figuren in meinem Stück haben sich ihre Jobs nicht ausgesucht. Sie machen sie, um überleben zu können. Dabei vergessen sie die Folgen für die Leute, mit denen sie es zu tun haben. Schliesslich wird die Notwendigkeit einer menschlichen Verbindung so stark, dass sie sie nicht mehr missachten können. Das System hat uns geschluckt, und wir müssen uns den Rückweg erkämpfen.

Was kann das Theater bewirken? Es sind wenige, die ins Theater gehen.

Das Coole am Theater ist, es kostet wenig Geld. Bei Film und Fernsehen ist mehr davon vorhanden, aber die bürokratischen Hürden sind zahlreicher. Und die kapitalistische Bürokratie ist viel bösser und schwieriger als die staatliche. Da ist dieselbe Art von Dummheit und Kleingeist am Werk, aber mit viel mehr Geld dahinter; da gute Ideen hineinzubringen, ist schwierig. Im

Theater kann man ein radikales Stück machen, das direkt wirkt. Und wenn es gut ist, hinterlässt es einen starken persönlichen Eindruck, denn es findet im selben Raum statt, in dem man zusammen mit anderen Menschen ist. Meine Stücke haben zudem eine starke emotionale Komponente. Die Leute kommen heraus und sind bewegt, sie fühlen sich in der Lage, Dinge anders anzugehen. Auch wenn es nur hunderte Leute pro Aufführung sind: Der Effekt ist grösser, als wenn sie es auf einem Bildschirm gesehen hätten, wo sie danach weiterzappen. Unsere Politik gibt zurzeit keinen Anlass zur Hoffnung. Wir haben eigentlich nur die Wahl zwischen Kapitalismus und Faschismus. Daher müssen wir uns nach Geschichten umsehen. Theater ist die radikalste Form der Fiktion. Die meisten Stücke sind allerdings von den Reichen über die Reichen und für die Reichen, diese Storys sind unwichtig und langweilig. Aber wenn wir es richtig machen, hat das Theater einen grossen Einfluss.

Interview: Helmut Dworschak

Wenn die Pointe sitzt und trotzdem keiner lacht

CASINOTHEATER Der Hamburger Nico Semsrott macht analytisches Kabarett von links. Klug, formal eigenständig und hart an der Grenze. Ausgerechnet am Freitag, dem 13., spielte er im Casinotheater.

Als Europäer lebten wir in den Wertesystemen Kapitalismus und Humanismus, sagt Nico Semsrott. Was das bedeute, zeige sich in der Flüchtlingskrise: «Wir erschiessen die Menschen an den Aussengrenzen nicht. Nein, wir lassen sie ertrinken.» Die Pointe sitzt, und doch ist niemandem nach Lachen zumute. Der Mann im Kapuzenpulli auf der Bühne notiert etwas auf einem Zettel und murmelt ins Mikro: «Zu hart.»

Momente wie dieser sind typisch für das Programm des deutschen Kabarettisten, der am letzten Freitag, dem 13., für ein «Un-

glücks-Spezial» im Casinotheater zu Gast war. Semsrott sezziert die Welt ohne Wohlgefühlgarantie. Er geht an die Schmerzgrenze, mit spürbarer Freude an der intellektuellen Aufwiegelei.

In seiner Schulzeit an der Hamburger Sophie-Barat-Schule soll der heute 30-Jährige eine Schülerzeitung gegründet haben, die die Schulleitung wieder verboten: «Sophies Unterwelt». Nachzulesen ist das so bei Wikipedia. Wobei, wie Semsrott selbst über die Internetenzyklopädie sagt: «Laut Wikipedia sind Experten Leute, die sich mit etwas auskennen. Experten aber sagen, man soll Wikipedia nicht trauen.»

Der Aufklärer

Dass die Welt oder ihre Gewissheiten im Widerspruch zu sich selbst stehen, ist die Grundfigur von Semsrotts dialektischer Ko-



Mahnfinger, Kutte, Depro-Blick: Kabarettist Nico Semsrott.

zvg

mik. Die kommt mal harmlos daher: «Auf älteren Fotos sieht man jünger aus.» Mal entlarvend, etwa wenn er Sätze der deutschen Politik auf ihre Selbstverständlichkeit hinterfragt. «Man muss die Ängste der Menschen ernst nehmen», zitiert Semsrott eine beliebte Floskel der Politik. «Da sage ich: Nö. Einem Menschen mit Verfolgungswahn bestätigt man doch nicht, dass hinter jeder Ecke einer lauert. Man muss die Menschen ernst nehmen, nicht ihre Angst.»

Bisweilen kippt Semsrotts Programm ins Didaktische. Seine Zeitanalyse ist nicht nur als Witz gemeint. «Die westliche Demokratie ist am Ende. Wir können nur noch ihren Niedergang dokumentieren.» Dass es im Casinotheater trotzdem viel zu lachen gibt, liegt am Handwerk. Semsrott stellt sich auf der Bühne als Demotivationstrainer vor, der

selbst am meisten unter seiner Begabung zu leiden hat. Und seine Analysen unterlegt er mit Powerpoint. So sammelt er auf einem Tableau die Eigenschaften, die allen Attentäter in Europa zuletzt gemeinsam waren, und schliesst: «Alle waren Männer und alle waren unter 50. Man könnte also alle Männer unter fünfzig einsperren.»

Der Onanist

Semsrott weiss seine Kritik an der Wohlstandsgesellschaft und seine Dialektik auch auf den Alltag anzuwenden. Auf Hochzeiten zum Beispiel, die daher kämen wie ein inszenierter Staatsakt – nur dazu da, dem eigenen Perfektionsimage eine weitere Facette hinzuzufügen. «Man bekommt den Eindruck, die heiraten nicht einander, die heiraten gegen alle anderen.»

«Man muss die Menschen ernst nehmen, nicht ihre Angst.»

Nico Semsrott, Kabarettist

Auch der Onanie, dem sexuellen Versagen und dem «Kacken» wendet sich Semsrott schliesslich zu. Unter die Gürtellinie geht man erst zum Schluss, lautet eine alte Kabarettregel. Da ist dann auch Semsrott nur noch Konformist. Wollt ihr das lustige oder das traurige Ende?, fragt er im Casino, und bringt dann beide. Seit einer gerufen habe «Hauptsache Ende», lasse er nicht mehr das Publikum entscheiden. mcl